



Frankfurter Allgemeine Zeitung

Serie „Kunst in Kontroversen“: Schillers Kritik an Gottfried August Bürger

Artikel von Mathias Mayer

Serie „Kunst in Kontroversen“: Schillers Kritik an Gottfried August Bürger

Artikel von Mathias Mayer



„Hurra! Die Toten reiten schnell!": Die Illustration zu Gottfried August Bürgers Gedicht „Lenore“ entstand um 1900. © Picture Alliance

Von einem „literarischen Mord“ ist selbst in der monumentalen Schiller-Nationalausgabe die Rede: Anfang 1791 war in der „Allgemeinen Literatur-Zeitung“ Schillers umfangreiche Besprechung „Bürgers Gedichte“ erschienen, mit der er die zweite Ausgabe von dessen Sammlung aus dem Jahr 1789 einer harten Kritik unterzog, die bis heute als ein Schlüsseldokument der Lyriktheorie zitiert und diskutiert wird.



Abrechnung mit seiner eigenen frühen Lyrik: Friedrich von Schiller

Der Autor war von seiner Leistung überzeugt

Gottfried August Bürger (1747 bis 1794) hat sich vor allem durch zwei Beiträge zur neueren Lyrik Verdienste erworben. Seine „Lenore“, eine Wiedergänger-Geschichte, gehört zu den Gründungsdokumenten der Kunstballade, die zu Zeiten des Sturm und Drang in Deutschland durch Anregungen vor allem der englisch-schottischen Lyrik und durch Herders Interesse an der Volksdichtung die Gemüter erregte. Der Autor war recht vollmundig von seiner Leistung überzeugt: „Ists möglich, daß Menschen Sinne so was köstliches erdenken können?“, schreibt er an einen Freund. „Ich staune mich selber an, und glaube kaum, daß ichs gemacht habe. Ich zwicke mich in die Waden, um mich zu überzeugen, daß ich nicht träume.“ Wenig später formulierte Bürger seine poetologischen Vorstellungen, wonach es für das Gedicht darum geht, sich an der Natur und der Phantasie zu orientieren und in der Volkspoesie – „für unser ganzes gebildetes Volk“ allerdings – die Trennung zwischen Palästen und Hütten aufzuheben: „Die deutsche Muse sollte billig nicht auf gelehrte Reisen gehen“, sondern sich der „Fühlbarkeit“ des Volkes erschließen.

Eine zweite Portion seines Ehrgeizes verbindet sich mit der Neuentdeckung der Sonettform. Diese war in der Literatur der Aufklärung vernachlässigt worden, Bürger aber nutzte das Sonett als anspruchsvolle Form, indem es „ein kleines, volles, wohl abgerundetes Ganzes ist, das kein Glied merklich zu viel, oder zu wenig hat, dem der Ausdruck überall so glatt und faltenlos als möglich anliegt, ohne jedoch im mindesten die leichte Grazie seiner hin- und herschwebenden Fortbewegung zu hemmen. Es muß aus der Seele, es muß von Zunge und Lippe gleiten, glatt und blank.“ Auch hier war Bürger davon überzeugt, man würde glauben, „der selige Petrarca sei von den Toten auferstanden“, wenn man seine eigenen Sonette nur von ferne tönen hören würde.

Es ist also vorstellbar, dass eine persönliche Begegnung zwischen Bürger und Schiller unter einem schwierigen Vorzeichen stehen würde. Dazu kam es im April 1789 in Jena, und Schiller berichtet in einem Brief: „Der Charakter von Popularität, der in seinen Gedichten herrscht, verleugnet sich auch nicht in seinem

persönlichen Umgang, und hier wie dort verliert er sich zuweilen in das Platte.“ Der zwölf Jahre ältere Bürger hingegen schickte nur wenige Wochen später eben die zweite Ausgabe seiner Gedichte an den „Mann, der meiner Seele neue Flügel und einen kühnen Tummel schafft“, mit Dank und Hochachtung – nicht ahnend, wie sehr ihm der Jüngere ebendiese Flügel stützen würde.

Ein anonymes Verriss

Schiller griff mit der Form der Rezension zu einer im 18. Jahrhundert ebenso etablierten wie anspruchsvoll gehandhabten Form der Literaturkritik, in der ein Kunsturteil von richterlichem Maß apodiktisch formuliert wurde. Das Schneidende, für den Betroffenen fraglos Verletzende seiner Kritik wurde überdies dadurch verschärft, dass Schiller seinen Text anonym drucken ließ und noch nicht einmal bereit war, das Inkognito zu lüften, als Bürger in einer Antikritik an den Herausgeber der Zeitschrift deutlich Einspruch erhob. Selbst zu diesem Zeitpunkt war er davon überzeugt, Schiller könne unmöglich der Verfasser des Verrisses gewesen sein. Schiller reagierte in einer „Verteidigung des Rezensenten gegen obige Antikritik“, weiterhin anonym. Seinerseits nicht ganz ohne Eitelkeit hatte Schiller sich etwas darauf zugutegehalten, dass seine Rezension „in allen Zirkeln“ vorgelesen werde, „und es war guter Ton, sie vortrefflich zu finden, nachdem Goethe öffentlich erklärt hatte, er wünschte Verfasser davon zu sein“.

Schiller stellt seine Abrechnung vor einen zeitkritischen Horizont: Nur die Dichtung sei in der Lage, die getrennten Kräfte wieder zusammenzuführen und den „ganzen Menschen“ herzustellen. Dazu müsse sie aber mit der Zeit fortschreiten, das heißt der Dichter reif und gebildet sein, während Bürger sich in überalterten Vorstellungen vom „Volksdichter“ eingerichtet habe. Er vermische sich geradezu mit dem Volk und opfere die höhere Schönheit der Popularität. Er verharre in einer poetischen Kindheit, der der männliche Geschmack fehle, seine Gedichte seien unpoetisch empfunden. Und ganz besonders geht es den witzigen und scherzenden Texten an den Kragen. Schiller zeigt sich gnadenlos in seinem Anspruch, dass das Individuelle zu einem Allgemeinen erhoben werden müsse, zugleich aber auch humorlos.

Gerade den Sonetten Bürgers wird allerdings ein merkwürdiges Lob zuteil: „Bei seinen Sonetten, Mustern ihrer Art, die sich auf den Lippen des Deklamators in Gesang verwandeln, wünschen wir mit ihm, daß sie keinen Nachahmer finden möchten“ – um mit der folgenden Überraschung zu schließen: „der nicht gleich ihm und seinem vortrefflichen Freund, Schlegel, die Leier des pythischen Gottes spielen kann“. Für den Lyriker Schiller freilich kam eben das Sonett als Form nicht infrage (so wenig wie für Hölderlin), doch wird gerade die aufkommende Romantik, eben mit August Wilhelm Schlegel angefangen, dieser ursprünglich romanischen Form zu virtuoser Lebendigkeit verhelfen, die durch die folgenden Jahrzehnte und Jahrhunderte, bis zu Durs Grünbein, angehalten hat. Aber auch in einem andern Fall, dem des Romans, hat sich Schillers Urteil ja nicht halten können, wenn er noch jede „Romanform“ für „schlechterdings nicht poetisch“ erklärt, während zeitgleich in den Fragmenten des jungen Friedrich Schlegel keine Scheu besteht, Goethes „Wilhelm Meister“ zusammen mit der Französischen Revolution und Fichtes Wissenschaftslehre zu den wichtigsten Tendenzen des Zeitalters zu erklären. War Schillers Urteil somit überholt?

Nicht wenige seiner kritischen Auslassungen über Bürger lassen sich auch als Abrechnungen Schillers mit seiner eigenen früheren Lyrik beschreiben, auf die in den 1790er-Jahren die deutlich ambitioniertere, auch philosophisch weit ausgreifende Phase folgt. Schiller werden die grandiosen Balladen des Jahres 1797 zur „Darstellung von Ideen“ dienen. Somit bereitet die Bürger-Rezension natürlich viele der ästhetischen Forderungen und Setzungen vor, die Schillers klassische Ästhetik in den berühmten Abhandlungen jenes Jahrzehnts prägen werden. Seine „Ankündigung“ der „Horen“-Zeitschrift spricht davon, man wolle sich „über das Lieblingsthema des Tages ein strenges Stillschweigen auferlegen“ und suchen, „durch etwas anders zu gefallen, als wodurch jetzt alles gefällt“. Entsprechend anonymisiert sollten auch die Beiträge zur Zeitschrift fürs Erste bleiben. Und der Forderung der Idealisierung wird Schiller sich selbst stellen, wenn er historische Stoffe für die Bühne bearbeitet, mithin „das Realistische zu idealisieren“, während freie Fiktionen, in denen es „das Ideale zu realisieren“ gelten würde, seine Klippe wären.

Wie ein postumes Versöhnungsangebot

Sosehr Schiller in der Theorie und in der Praxis seiner Lyrik extrem hohe Ansprüche eingefordert und auch selbst eingehalten hat – die Verdächtigung des gekränkten Gottfried August Bürger, „ein Metaphysikus“ voller Abstraktionen habe seinen Gedichten unrecht getan, ist nicht ganz falsch. Schillers eigene Lyrik kulminiert nicht selten in Leitformeln, in denen sich eine Essenz in allgemeingültiger („idealisierter“) oder klassischer Weise verdichtet und von daher zitierbar, aber auch missbrauchbar wird. „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht“ ist etwa von Hegel in sehr eigenwilliger Weise zum Zeugnis aufgerufen worden. Und das Verspaar aus dem „Reich der Schatten“ – „Zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden / Bleibt dem Menschen nur die bange Wahl“ – ließe sich in eine umfangreichere moralphilosophische Abhandlung übersetzen.

Selbst im Briefwechsel mit Goethe kommen diese Momente zum Tragen, wenn Goethe als Anerkennung etwas prekär formuliert, Schillers Gedichte zeigten eine „sonderbare Mischung von Anschauen und Abstraktionen“, die in seiner Natur liege, aber dieses Mal „in vollkommenem Gleichgewicht“ sei. Ja Schiller weiß selbst um die Gefahr, um die Aufgabe, dichterische Einbildungskraft und philosophische Abstraktionskraft in eine Balance zu bringen. Und es klingt dann wie ein postumes Versöhnungsangebot an den einst gescholtenen, inzwischen verstorbenen Gottfried August Bürger, wenn Goethe unter dem Datum des 14. September 1797 Folgendes von Schiller zu lesen bekommt: „Zweierlei gehört zum Poeten und Künstler: daß er sich über das Wirkliche erhebt und daß er innerhalb des Sinnlichen stehen bleibt. Wo beides verbunden ist, da ist ästhetische Kunst.“

Gerade deshalb ist die Kontroverse mit Bürger so fruchtbar: Denn sie ist eben nicht mit dem Urteil des klassischen Kunstrichters erledigt oder entschieden, sondern Bürgers realistischere, erdnähere Lyrik, auch wenn sie in vieler Hinsicht nur mehr von historischem Interesse ist, ebnet einen Weg, auf dem eben nicht nur Gelegenheits- und Erlebnislyrik, sondern auch die Subjektivität des Gedichts sich weiter behauptet. Heine und ausgerechnet Schopenhauer werden ihn verteidigen. Hundert Jahre später ist die Differenz von Idealisierung und Popularität zum Konflikt zwischen l'art pour l'art und Lebenswelt geworden: So schreibt Stefan George den bezeichnenden Satz an den damals noch geschätzten Hofmannsthal (den Dichter von „vergessener Völker Müdigkeiten“), der ihm jemanden empfohlen hatte, der sich „völlig dem Leben, keiner Kunst“ widme: „wer gar keiner kunst angehört darf sich der überhaupt rühmen dem leben anzugehören?“ Hilde Domin hat dann völlig recht, wenn sie die Lyrikkritik ein heißes Eisen nennt, „das nur wenige in die Hand nehmen“.

Ein solches heißes Eisen, das genau genommen nicht verglüht ist, ist auch die Schiller-Bürger-Kontroverse, die als Widerstreit fruchtbar bleibt, weit über die engen Grenzen einer literaturgeschichtlichen Epoche hinaus. Denn hier geht es nicht um eine abgeschlossene Station eines historischen Streites, sondern um seine allgemeinere Bedeutung, wie mit der anspruchsvollsten Form der Sprache, eben der Lyrik, umzugehen sei. Hatte Gottfried Benn ein Plädoyer für die monologische Kunst abgelegt, sollte Paul Celan das Wort als Flaschenpost in Umlauf bringen, ohne dass seine Gedichte gerade unmittelbar zu lesen wären. Und Durs Grünbein gibt in unseren Tagen zu bedenken, dass Gedichte als „Synapsenblitz“ zur „Aufbewahrung epiphanischer Momente“ geeignet sein müssen. Im Bemühen, den eigenen Ton zu finden, hält die poetische Stimme, so Grünbein, „mit Bedacht die Mitte zwischen der Lust am Noch-nie-Gesagten und einem Reden, wie einem der Schnabel gewachsen ist“. Das nimmt sich wie ein salomonisches Urteil in Sachen Schiller contra Bürger aus.